

lutherisch/römisch-katholischen Kommission „Das Herzmahl“ (1978) (Dokumente wachsender Übereinstimmung, Paderborn/Frankfurt a. M. 1983 S. 292) heißt es knapp: „Auch die lutherische Eucharistiefeier bringt die Gemeinschaft der himmlischen und der irdischen Gemeinde im Lobgesang und in der Fürbitte zum Ausdruck.“ Ähnlich kennt das „Lima-Dokument“ die Gemeinschaft mit allen Heiligen und Märtyrern in der neutestamentlichen Bundesfeier. So entwickeln den Gedanken auch *Adolf Köberle – Reinhard Mumm* (Wir gedenken der Entschlafenen, Kassel 1981, S. 63–67) und *Edmund Schlink* (Ökumenische Dogmatik, Göttingen 1983, S. 498).

Deutlicher drückt sich die *Anglikanisch/Orthodoxe Theologische Kommission* in der „Llandaff-Erklärung“ (1980) aus. Die in einer einzigen Bewegung der Anbetung des dreifaltigen Gottes mit der Kirche im Himmel geeinte Kirche auf Erden versteht sich als Leib Christi im Heiligen Geist, in dem jedes Glied mit dem anderen solidarisch ist in Leiden und Gebet. Wenn diese Beziehungen durch den Tod wohl gewandelt, aber nicht aufgehoben werden, dann geht deutlich hervor, daß Gott keine abstrakte Idee ist, sondern der Gott der Personen und der personalen Gemeinschaft, die in der Eucharistie real ist und sich auf die endgültige Vollendung hin öffnet. Wiewohl die Anglikaner seit dem 16. Jahrhundert die Anrufung der Heiligen ablehnen, so ergibt sich im fortgeschrittenen Dialog, im Anschluß an die gesamtkirchliche Tradition, doch eine gewisse Differenzierung der Gebete. Vorausgesetzt bleibt aber, daß die Fürbitten der Heiligen auf unser Ersuchen hin keine autonome Tätigkeit darstellen. Sie bilden eine im Heilswerk Christi eingeschlossene Möglichkeit.

Zu differenzieren ist „... erstens zwischen Gebeten zu Gott, auf die Fürbitte der Heiligen für uns zu hören; zweitens einfachen Bitten an die Heiligen, für uns zu beten; sowie drittens ausführlichen, an die Heiligen gerichteten Gebeten“ (Dokumente wachsender Übereinstimmung, S. 99). Eine entscheidende Voraussetzung wird in allen diesen Dokumenten gemacht, daß nämlich die in Christus Verstorbenen in personaler Bewußtheit und Identität bei Gott leben. Wird von einem „Seelenschlaf“ oder gar von einer „Annihilation“ bis zum Weltende gesprochen, dann bleibt einer lebendigen Gemeinschaft und der Gebetssolidarität freilich der Boden entzogen.

Die *sakramentale Lebenseinheit*, die über den biologischen Tod hinausreicht, verhindert dabei die Reduktion der Heiligen auf eine nur ethische Rolle aufgrund einer rein geschichtlich-biographischen Nachwirkung ihres vorbildlichen Wirkens. Diese Fragen müßten erneut in einen Dialog einbezogen werden. Aber der Ansatz bei einer sakramentalen Gemeinschaft und einer pneumatischen Kommunikation, wie sie aus einem gemeinsamen Grundverständnis von Eucharistie her entwickelt werden können, trifft sich mit der Hagiologie des 2. Vatikan. Konzils („Lumen gentium“ 48–51). Übereinstimmend urteilen der lutherische Theologe *Peter Meinhold* und der reformierte Systematiker *Heinrich Ott*, daß in den Darlegungen des Konzils über das katholische Bild des Heiligen ein *Höchstmaß an Gemeinsamkeit* sichtbar werde. Von reformatorischer Seite sei kein nennenswerter Widerspruch anzumelden. Weil man hinter den nun erreichten Diskussionsstand nicht mehr zurückgehen könne, gelte es, nicht an einzelnen Erscheinungen Anstoß zu nehmen, sondern die Einzelaussagen in den Kontext umfassender Perspektiven der Ekklesiologie und der Eschatologie einzubergen. Im Gespräch über die Heiligen gehe es heute vielmehr „um die Struktur der Inkarnation und die Struktur der Kirche“ (*Heinrich Ott*), d. h. um die zur Einheit mit Gott gehörende Theologie der Fürbitte und die zur Sendung der Kirche gehörende Solidarität aller Begnadeten im Heil vor Gott, die wegen der Einheit aller Toten in Christus die physisch-biologische Todesgrenze im Glauben überwinde.

In dem sich anbahnenden Dialog geht es daher über die Konzentration auf Einzelfragen (nach der Methode der klassischen Kontroverstheologie) hinaus um eine nähere Bestimmung des Zueinander des universalen Verhältnisses Gottes zur menschlichen Person und des darin eingeschlossenen Verhältnisses heilsbedeutsamer personaler Interkommunikation. Dabei wird sich das Grundverständnis des Christentums zwischen den Kirchen weiter klären lassen. Sich in der *theologischen Anthropologie* einander näherzukommen, könnte ein wichtiges Anliegen ökumenischer Bemühung um „die Heiligen“ sein. In seiner klassischen Darstellung der Gegensätze zwischen Katholiken und Protestanten, in seiner „Symbolik“, hatte *J. A. Möhler* gerade hier den Ursprung der abendländischen Glaubensspaltung erkannt. *Gerhard L. Müller*

## Die emanzipative Generation

### Eine Studie über den Bewußtseins- und Rollenwandel bei Frauen

Demoskopische Umfragen sind bei Kirchenführungen, jedenfalls solange sie nicht kontroverse Zonen erreichen, in der Regel beliebt. Das galt für den katholischen Bereich jedenfalls so lange, als der im Spätherbst 1981 verstorbene *Karl Forster* seine Hand darüber hielt und der heutige Bischof von Hildesheim Sekretär der Bischofskonferenz

war. Mit Veröffentlichungen darüber beliebt man allerdings zu geizen. Manche erblickt nur bruchstückhaft das Licht einer größeren Öffentlichkeit, und die meisten Umfragen bleiben überhaupt in irgendwelchen Schubfächern von Amts- und Gelehrtenstuben liegen. Begründungen dafür sind rasch zur Hand. Für die einen

bringen Umfragen nur zutage, was man in der Regel schon weiß oder mit etwas sozialer Phantasie und Instinkt für Massenpsyche ohnehin in Erfahrung bringen kann. Ein Argument, das angesichts so mancher Ergebnisse und Auswertungen tatsächlich schwer abzuweisen ist. Von anderen, besonders in mittleren und höheren Amtsstuben, ist zu hören, demoskopisch gemessene faktische Einstellungen und Verhaltensweisen ersetzen keine normative Verkündigung in Glaubens- und Sittenfragen. Die demoskopisch nicht geschulte und trendanfällige Bevölkerung bringe aber beides durcheinander und nehme die Fakten zugleich als Norm. Was nüchtern besehen nicht schlechthin geleugnet werden kann, was aber so überzeugend ist, wie die Wahrheit, die nicht vertreten werden darf, weil sie mißverstanden werden könnte. Und die Dreimalklugen glauben gar zu wissen, es gebe nicht genügend kompetente Journalisten und interessierte fachwissenschaftliche Zuarbeiter, die Umfragen „richtig“ zu lesen und zu interpretieren verstünden. Deswegen sei die Gefahr der Verwirrung infolge Kompetenzmangels besonders groß. Ein Argument, gegen das unsereiner zuallerletzt etwas einwenden kann.

### Tröstliches von der Demoskopie?

Wenn mit der am 4. Oktober in Bonn vorgestellten Frauenstudie (*Gerhard Schmidtchen*, Die Situation der Frau. Trendbeobachtungen über Rollen- und Bewußtseinsveränderungen der Frauen in der Bundesrepublik Deutschland. Duncker & Humblot, Berlin 1984. 257 S. 64,- DM) praktisch seit den Synodenumfragen die erste Ausnahme gemacht wurde, dann liegen die Gründe allerdings auch dafür auf der Hand: Das *Frauenthema* bewegt Pastoraltheologen, aber auch Bischöfe seit Mitte der siebziger Jahre, in Ansätzen auch schon seit dem Pöhlknick in besonderer Weise. Die vorgelegte Studie dringt dennoch nicht in die kontroversträchtigen innerkirchlichen Zonen vor. Sie gibt nur bruchstückhaft Aufschluß über Gläubigkeit und Kirchlichkeit der Frauen und läßt Fragen der kirchenbezogenen Emanzipation der Frauen (Gleichberechtigung mit dem Mann, Gesamtstellung der Frau in der Kirche, Ämterfrage) überhaupt weg und weiß, in dem, was sie darstellt, einiges Beruhigende, und – wie *Gerhard Schmidtchen* meinte – sogar Erfreuliches zu berichten.

Die Bereitschaft, sich bei Kirchenangeboten vor allem solcher sozialer und lebenshilflicher Art zu engagieren, sei relativ groß, bei den Frauen immer noch größer als bei den Männern. Die gefühlsmäßige Bindung der Frauen an die Kirche sei konstant geblieben, habe sich sogar bei jungen Frauen im Gegensatz zu den altersgleichen Männern „stabilisiert“. Ein Trendvergleich zeige sowohl im protestantischen wie im katholischen Bereich, daß Konflikterfahrungen mit der Kirche seit den frühen siebziger Jahren rückläufig sind, daß Kirchenkritik in derselben Zeit an Überzeugungskraft eingebüßt hat, und selbst das Empfinden, als gläubiger Christ ein halber Außenseiter zu sein, sei zurückgegangen.

Die Studie ist allerdings *auf höchst komplizierte Weise zustande gekommen*. Die Ergebnisse und Bewertungen fußen auf so *heterogenem Material*, daß man erst einmal die eigenen Leseregeln und dann das Material selbst entkonfundieren muß, um den Kern vom ersten Anschein unterscheiden zu können.

*Karl Forster*, auf dessen Initiative die Studie zurückgeht und der auch selbst noch einige Ergebnisse auswertete und pastoral gewichtete (vgl. „Glaube und Kirche im Dialog mit der Welt von heute“, Band I, S. 602–630), unterzog seinerzeit umfängliche Datensätze aus über die Jahre 1953–1979 reichenden Mehrzweckumfragen des Allensbacher Instituts unter der spezifischen Fragestellung „Frau und Gesellschaft“, „Frau und Kirche“ einer Sekundäranalyse.

Die Auswertung der Daten wurde nach dem Tod von Karl Forster im Auftrag der als Herausgeber fungierenden Katholischen Sozialwissenschaftlichen Zentralstelle in Mönchengladbach (Leiter: Professor *Anton Rauscher SJ*, Augsburg) von *Gerhard Schmidtchen* weitergeführt und durch Ergebnisse aus einem in eine Mehrzweckumfrage von Infratest eingespeisten Fragesatz zur Frauenproblematik ergänzt. In der jetzt vorgelegten Studie werden gelegentlich aber auch Daten statistischer Art (Mikrozensus 1980) oder solche aus der VELKD-Protestantenumfrage von Schmidtchen von 1972 herangezogen. Der Leser oder Benutzer muß schon genau hinsehen, um sicher gehen zu können, was jeweils womit verglichen wird und welche Zeiträume bei der Eruiierung von Verlaufsdaten zugrunde gelegt sind.

### Berufstätigkeit als Erwartungsfeld der Emanzipation

Die Bemerkung von Schmidtchen bei der Vorstellung der Studie in Bonn, die in ihr enthaltenen Trenduntersuchungen von 1953 bis 1983 deckten „nicht alle Aspekte die ganze Zeit über ab“, war eine dezente Verschleierung so mancher *methodischer Fragwürdigkeit*, die an der inneren Schlüssigkeit vieler Einzelurteile zweifeln läßt. Dennoch ist die Aussagekapazität der Studie nicht nur im Blick auf den Wandel von Verhaltenseinstellungen bei Frauen, sondern der Bevölkerung insgesamt nicht zu unterschätzen.

Sie gibt Auskunft über vieles und verbindet auf eine hilfreiche Weise Informationen über soziale Grunddaten mit sozialpsychologischen Details. Manches auf doppelte Weise schiefes Bild wird zurechtgerückt. Z. B. eröffnet Schmidtchen die Studie mit der Feststellung, die Erwerbsquote der Frauen sei mit jeweils 31 Prozent zwischen 1950 und 1980 exakt gleich geblieben. Zugleich macht er deutlich, daß sich hinter der Einförmigkeit dieses Durchschnittswerts „dramatische Veränderungen“ vollziehen. In den fünfziger Jahren war der Grund für die relativ hohe Erwerbsquote vor allem der hohe Anteil berufstätiger Frauen in der Altersgruppe der 15- bis 20jährigen. Inzwischen hat sich dieser von 78 auf 39 Prozent verringert, während der Anteil der Berufstätigen in den mittleren Al-

tersstufen von 30 bis 55 beträchtlich angestiegen ist. Die größer gewordene Chancengleichheit der Frauen in Schule und Ausbildung hat die Schul- und Ausbildungszeiten verlängert. Die veränderte Familienstruktur und Familiengröße und die stärkere Individualisierung der Lebensverhältnisse insgesamt drängen inzwischen auch die verheiratete Frau in die Berufstätigkeit. Die Berufstätigkeit ist gegenwärtig auch unter Motivationsaspekten das *Hauperwartungsfeld weiblicher Emanzipation*.

Aber die Entwicklung ist keineswegs einförmig. Obwohl sich 73 Prozent der berufstätigen und verheirateten Frauen mit ihrer Berufsrolle völlig identifizieren (nach einer Umfrage von 1979) und nur 17 Prozent lieber im Haushalt tätig wären, ist die Nachfrage nach Teilzeitarbeit, die Berufs- und Familienaufgaben besser verbinden helfen kann, beträchtlich. Und die im Haushalt verbliebenen Frauen zeigen zwar eine *schwächere Identifikation mit der Hausfrauenrolle* als die Berufstätigen mit dem Beruf, zeigen sich aber keineswegs unzufrieden.

Was jedoch wichtiger ist: Der *Beruf erhält eindeutig Vorrang gegenüber Ehe, Familie, Partnerschaft in Lebensstil und Gesamtverhalten*. Das Ja zu Ehe und Familie wird begrenzt oder bleibt zumindest ambivalent. Während Anfang der sechziger Jahre die Ehe als Institution praktisch noch unumstritten war, hielten 1978 bereits 37 Prozent der Frauen unter 30 die Ehe als Institution für überlebt. Dabei fiel die „Absage“ an die Ehe bei den Frauen um einiges deutlicher aus als bei den Männern gleichen Alters (30 Prozent). Das *Bindungsverhalten* wird damit nicht nur frauenspezifisch, sondern insgesamt, aber gerade auch für die Frau zum eigentlich kritischen Punkt. Das hat Auswirkungen grundsätzlicher Art: Es betrifft nicht nur die Ehe, sondern *analog* jede Form von Partnerschaft.

Über die grundlegende *Bedeutung von Ehe und Familie* ist man sich im klaren. Laut Infratestumfrage von 1983 sind 88 Prozent der Bevölkerung der Meinung, Kinder braucht eine vollständige Familie, und für 83 Prozent ist es für Kinder sehr wichtig bzw. wichtig, daß die Eltern verheiratet sind und tatsächlich zusammenleben. Aber darin liegt zugleich eine psychologische Einschränkung. Die Ehe wird vorwiegend als eine „kinderorientierte“ Institution gesehen. Der frühere Vorwurf an die katholische Kirche, sie sehe Ehe und Familie vorwiegend als Kindererziehungsanstalt, findet sich in demoskopischen Ergebnissen der Gegenwart *als Realität* auf eine seltsame Weise wieder. Daraus erklärt sich zu einem guten Teil das veränderte Verhältnis zum Kind bzw. das tatsächliche generative Verhalten. Die Deutschen sind, Männer wie Frauen, *abstrakt* kinderfreundlich, aber das Ja zum Kind ist an optimale, gar utopische Voraussetzungen gebunden (sicheres Einkommen, gelungene Partnerschaft, großes Haus, kein die eigenen Ansprüche berührender Einkommens- bzw. Standardverlust).

Die Ehe selbst aber wird weniger und weniger „Zielort von Glückserwartungen“; diese richten sich mehr und mehr auf die Realisierung anderer Persönlichkeitswerte (Erfolg im Beruf, Eigenständigkeit, bei gleichzeitiger Ab-

nahme der Bereitschaft, Sanktionen bei Regel- oder Normübertretungen ernst zu nehmen). Schmidtchen zieht daraus, gestützt vor allem auf eine in der Studie mitverarbeitete Serie von Intensivinterviews mit Frauen aus dem bayerischen Raum den Schluß, daß für die meisten jungen Frauen nicht mehr die Ehe oder Partnerschaft als solche, sondern *die Partnersuche selbst* das Ziel des Glückstrebens ist. Damit verlieren Ehe und Partnerschaft weitgehend den Charakter des Einmaligen. Zum Beweis führt Schmidtchen an, der Glaube an die „große Liebe“ bestehe nach wie vor, aber die große Liebe gebe es „öfters“. Nur am Rande merkt er an, daß auf diese Weise trotz des demoskopisch feststellbar gestiegenen Vertrauens in den Nächsten (oder vielleicht gerade deswegen) in der Lebensorganisation der einzelnen Frau, mehr noch als in der des einzelnen Mannes, viel *Vertrauen* in die Brüche geht.

Was sonst zum Gegenwartsbild der Frau in der Studie vermittelt wird, ist wenig dramatisch und ist nur in geringem Maße frauenspezifisch: Daß „Gesundheitsinvestitionen“ steigen, gilt, wenn auch nicht in gleicher Weise, für Männer auch. Daß überhaupt mehr in die eigene Persönlichkeit investiert wird („starke Persönlichkeit“, „neuer Individualismus“) und daß vor allem *solche sozialen Strategien* Vorrang haben, die auf *Anerkennung und Selbstbehauptung* zielen, ist so neu nicht, wenn sie als Element des Wandels der Sozialpersönlichkeit mit entsprechenden Auswirkungen auf die Erziehung auch interessant sind. Daß Frauen in ihrem Bemühen um mehr Eigenständigkeit und Gleichberechtigung solche Positionen gegenwärtig etwas deutlicher markieren als Männer, versteht sich angesichts der tatsächlich noch zu ihren Ungunsten wirksamen Ungleichheiten von selbst; daß Frauen unter den gegebenen Umständen „Männer immer noch beneiden“ und Emanzipation noch als Nachahmung realisieren, ebenfalls.

### Krisenphänomene im Personsein

Das *Bild sozialer Tugenden* erscheint bei Frauen etwas freundlicher als bei Männern (jedenfalls soweit es Abbild von Selbsteinschätzungen ist): Frauen sind etwas geselliger als Männer, insbesondere gilt das für junge Frauen, bei steigender Neigung zu mehr Geselligkeit insgesamt. (Der Anteil der Frauen, die angeben, nur wenig Bekannte zu haben, hat sich zwischen 1953 und 1979 mit einem Rückgang von 36 auf 18 Prozent halbiert). Frauen sind stärker im lebenshilflichen Einsatz als Männer (Nachbarschaftshilfe, Altenpflege etc.) und sind ausgeprägter als Männer Träger einer „kommunikativen Arbeitsmoral“ (Kommunikation am Arbeitsplatz, Selbstbehauptung in der Gruppe, Bereitschaft zu Teamarbeit), die Schmidtchen für *die Arbeitsmoral* des elektronischen Zeitalters hält. Diese „Option“ ist allerdings auf dem Hintergrund der Kontroverse Schmidtchens vor allem mit seiner früheren Institutsleiterin, *Elisabeth Noelle-Neumann*, über den Wandel der Arbeitsmoral (Verfall „puritanischer“ Tugenden wie Pünktlichkeit, Disziplin, Leben als Aufgabe) zu

lesen. (Vgl. dazu die ebenfalls in den letzten Wochen erschienene Studie Schmidtchens: „Neue Technik – neue Arbeitsmoral. Eine sozialpsychologische Untersuchung über die Motivation in der Metallindustrie“, Köln 1984)

Doch gehören die sozialen Verhaltensweisen auch dort, wo der Abbau traditioneller Muster registriert wird, nicht zu den eigentlich delikaten Punkten. Diese finden sich fast durchwegs im Kapitel „Personsein“ der Frau. Doch auch hier gilt, daß nur unter großen Einschränkungen von einer Sonderentwicklung bei den Frauen gesprochen werden kann. Dennoch scheint es im Emanzipationsvorgang selbst zu liegen, daß nicht nur Höflichkeit und Bescheidenheit („Anpassungsmaximen“) zugunsten der Selbstdurchsetzung zurückgedrängt werden, sondern, daß je höher die Bildung um so stärker, über das Medium einer „ethisch indifferenten Selbstverwirklichung“ die *Integrität moralischen Handelns* insgesamt zu Schaden kommt (nach Schmidtchen „am Durchsetzungsopportunismus“ zugrunde geht). In dieser Perspektive erweist sich selbst das Bekenntnis zur Toleranz als eher zweiseitiger Tugendwille, jedenfalls wenn damit nicht die aktive Achtung fremder Meinungen, sondern in erster Linie das Unverbindliche dieser Haltung gemeint ist. Auch die Probleme des Bindungsverhaltens haben von daher noch einmal ihre besondere Brisanz. Und was im Kapitel „Glaube und Kirche“ über Konsolidierung in der Kirchenbindung mitgeteilt wird, ist deutlich konterkariert durch die *geringe Übereinstimmung* zwischen sittlichen Forderungen der Kirche und der individuellen Einstellung zu Fragen persönlicher Lebensführung. Der Testfall Schwangerschaftsabbruch ist auch hier aussagekräftig (vgl. Tabelle A 24). Zwar sind seit den späten siebziger Jahren, wie man auch von anderen Umfragen weiß, die Anhänger der Fristenregelung im Rückzug, aber die Anhänger einer der Fristenregelung gleichkommenden weitgefaßten Indikationenregelung sind bei den Frauen zwischen 1973 bis 1979 von 42 auf 54 und bei den Männern von 39 auf 55 Prozent gestiegen.

Der Hinweiswert dieser Entwicklung wird durch die Tatsache unterstrichen, daß einer Abtreibung aus „seelischen“ oder „wirtschaftlichen“ Gründen 51 Prozent der verheirateten Frauen aus der Teilgruppe derer, die für die Fristenlösung sind (53 Prozent der unverheirateten aus der Gruppe der Befürworter einer Indikationenregelung) und 54 Prozent der verheirateten Männer aus der Gruppe der Befürworter der Fristenregelung (57 Prozent der unverheirateten Männer aus der Gruppe der Befürworter einer Indikationenregelung) zustimmen. Könnte es sein, daß Männer wie Frauen mit der Kirche desto eher ihren Frieden finden, je weniger sie in persönlichen Lebensfragen noch gehört wird? Hier wohl müßten kirchliche Lehre und Pastoral in erster Linie einsetzen.

Daß Frauen *politischer* geworden sind, hängt mit ihrer insgesamt stärker gewordenen Rolle in der Gesellschaft, auch mit der häufigeren Berufstätigkeit erwachsener und bildungsbürgerlicher Frauen zusammen. Daß Frauen dennoch – auch bei gleichem Bildungsstand – im aktiven

Interesse an politischen Fragen hinterherhinken, überrascht nicht (Schmidtchen meint, Frauen seien politisch von der Erziehung her „milieugeschädigt“), denn das Hinterherhinken ist nur ein teilweises. Wo sich Politik als „neue“ Politik in „fraulichen“ Themen (Hinwendung zu Fragen mitmenschlicher Beziehungen, Erhaltung der Umwelt, Kultivierung des Gefühls) artikuliert, schwindet besonders bei jungen Frauen jeder Rückstand: „Die Wanderung politischer Probleme in Richtung auf Frauenthemen auf neue (politische) Organisationsformen erlauben es den Frauen, am politischen Leben in genauso großer Zahl teilzunehmen wie die Männer.“

### Über das Verhältnis zur Kirche wenig Aufschlußreiches

Im *Verhältnis von Frau und Kirche* bzw. Frau und Glaube scheint die Studie manches gravierende Problem eher zu *verdecken* als zu erhellen. Die These, daß sich das Verhältnis der jungen Frauen zur Kirche eher stabilisiert hat, wird allein durch eine Skalen-Messung der Kirchenbindung untermauert. Tabelle A 71 vermeldet zwischen 1974–79 eine Zunahme der Bindungsintensität von 3,6 auf 4,7 (auf einer Skala von 0 bis 10). Angesichts der kurzen Zeitspanne und des niedrigen Ausgangswerts kein aussagekräftiger Sachverhalt. Hinter dem als Beruhigung im Kirchenverhältnis gewerteten Faktum, daß sich zunehmend auch unregelmäßige oder sogar Nichtkirchgänger (6 Prozent 1983) als gläubige Glieder ihrer Kirche bekennen und zu ihrer Lehre stehen, kann sich auch eine besondere zeitgenössische Variante von Gleichgültigkeit verbergen (Rückzug ins abstrakte Bekenntnis bei gleichzeitiger Vernachlässigung religiös-kirchlicher Praxis). Im positiven Image des Kirchgängers (hilfsbereit, freundlich, ehrlich, verträglich) spiegelt sich deutlich das Selbstbild. (Die Gegenprobe durch die Nichtkirchgänger fehlt.)

Die relativ große Bedeutung, die *religiöser Kindererziehung* beigemessen wird (60 Prozent der Bevölkerung, 68 Prozent der katholischen Frauen halten die religiöse Erziehung für die seelische Entwicklung des Kindes für wichtig), erhält ihre Begrenzung in dem Hinweis, daß der Sinn für religiöse Erziehung erst mit zunehmendem Alter wächst: Großmütter hatten es immer schon leichter damit, aber wie weit und wie häufig reicht ihr Einfluß? Und bei Müttern mit Kindern über 17 (dort mit 74 Prozent am höchsten) wird das Interesse im Alltag vielfach mehr zur Klage als zur noch wirksamen Begleitung. Dennoch ist weithin noch vorhandene Aufgeschlossenheit für religiöse Erziehung nicht nur ein Plus für die Glaubensbiographie der Kinder, sondern eine *Chance religiöser Zweitsozialisation* für Mütter und (in Grenzen) für Väter.

Der Bearbeiter der Umfrageergebnisse (vgl. sein großes Werk „Katholiken und Protestanten“, Bern 1973) hieße nicht Schmidtchen, hätte er nicht auch in dieser Studie – wenigstens am Rande – bis an die Grenze des Skurrilen seiner Vorliebe für *konfessionsvergleichende Demoskopie* gefrönt: Evangelische Christen tun sich bedeutend schwe-

rer als katholische, naturwissenschaftliche Weltbilder mit dem christlichen Glauben in Einklang zu bringen. Katholische Frauen, besonders junge, zeigen eher Sinnprobleme an als evangelische (ob sich nicht gerade hierin entgegen der festgestellten Stabilisierung des Verhältnisses junger Frauen zur Kirche eine Glaubensentfremdung zeigt, die die Sinnfrage erst akut macht?). Und Katholikinnen kommen bei zahlreichen Situationen eher die Tränen als ihren protestantischen Glaubensschwestern. Nur beim Weinen aus Wut und Zorn sind protestantische Frauen ihren katholischen Glaubensschwestern eindeutig überlegen (was man als katholischer Mann immer schon zu wissen glaubte). Wie Schmidtchen von dem wacheren ästhetischen Interesse der Frau über die größere Freude von Frauen an Blumen direkt und noch im gleichen Absatz zu den Tränen kommt, ist allerdings seine Sache.

### Fundgrube für Wichtiges und Unwichtiges

So bleibt die Studie eine Fundgrube für manche wichtige, aber auch für zahlreiche wenig aussagekräftige Details. Aus demoskopischen Scherben und Versatzstücken wurde eine respektable, einführende, aber gelegentlich auch verharmlosende Publikation: Im ganzen ein Teilzeitbild des Verhaltens-, Gesinnungs- und Rollenwandels, ein verbales Gebäude von ineinandergeschobenen Fragmenten, das meiste im Frau-Mann-Vergleich, in dem die Messung frauenspezifischen Verhaltens nur *ein* vorrangiger Punkt ist. „Die Situation der Frau“ als Titel ist auf jeden Fall irreführend. Es geht bei der Untersuchung, wenn schon um Bewußtsein und Verhalten von Frauen, nicht um ihre Situation.

David Seeber

## Die neuen Medien: Hilfe für die Kirche?

### Zu einer Homiletiker-Tagung in Ludwigshafen

In die Medien, zumal die elektronischen, ist Bewegung gekommen. Kaum ein Tag, an dem nicht in den herkömmlichen Medien die Diskussion um das Für und Wider, vor allem das Wie einer neuen Kommunikationsstruktur einschließlich der sogenannten „Neuen Medien“ wie Bildschirmtext, Kabel- und Satellitenrundfunk u. a. ihren Niederschlag findet. Die einen erwarten wahre Wunder, die anderen sehen fast nur Gefahren heraufziehen. Die einen wollen Unabwendbares doch noch abwenden oder zumindest deutlich mitprägen, andere kämpfen um eine aussichtsreiche Startposition im Rennen um neue Einflusssphären. Die einen halten es dabei mehr mit freier Marktwirtschaft anstatt dirigistischer Lenkung, die anderen setzen auf Eingriffe des Staates, um so eine stärkere Gemeinwohlverpflichtung in der Medienlandschaft von morgen verankern zu können. Und was die notwendigen Entscheidungen nicht leichter macht, ist das Wissen darum, daß hier Zukunftsentscheidungen gefällt werden, deren Tragweite heute noch kaum abzuschätzen ist.

Die Kirchen sind in diesen Fragen alle andere als bloße Zuschauer. In zweifacher Hinsicht spielen sie in der laufenden öffentlichen Debatte eine gewichtige Rolle: als eine Gruppe innerhalb der Gesellschaft, die dem Ganzen gegenüber um der Menschen willen, die darin leben, eine kritisch-anwaltschaftliche Position einnimmt, und als Interessent, der gerade durch die Möglichkeiten der neuartigen Medien selbst als Anbieter auf dem Kommunikationsmarkt auftritt. In beiderlei Hinsicht ist inzwischen einiges unternommen worden: Kirchliche Stellen wurden wiederholt vorstellig, wenn es im öffentlichen Streit um Fragen der Medienpolitik ging. Und die Kirchen haben eigene Einrichtungen geschaffen, durch die sie bei den Neuen Medien präsent sind. Die Stoßrichtungen beider Kirchen verlaufen in diesen Fragen allerdings keineswegs

synchron: Die *Evangelische Kirche* tritt in Sachen Neue Medien ungleich zurückhaltender, abwartender und auch kritischer auf als die katholische Seite, während die *Katholische Kirche* inzwischen zweifelsfrei über einen Vorsprung in praktischer Erfahrung mit diesen Medien verfügt. Im Grunde aber bewegen sich beide auf noch unsicherem Gelände. Und in der Theologie sieht es nicht viel anders aus: Eine kritische Begleitung kirchlicher Medienpraxis findet kaum statt.

### Hoher Entscheidungsbedarf – geringe Kenntnisse

Als diejenige theologische Disziplin, die sich mit den verschiedensten Kommunikationsvorgängen beschäftigt, in denen christliche Verkündigung geschieht, wenn auch in erster Linie mit der Predigt, unternahm die Homiletik einen Versuch, hier Versäumtes nachzuholen. Die *Arbeitsgemeinschaft für Homiletik* (AGH), hervorgegangen aus der früheren Arbeitsgemeinschaft katholischer Homiletiker (AKH) und ökumenisch verfaßte Arbeitsgemeinschaft der in Aus- und Weiterbildung mit der Predigt Beschäftigten, veranstaltete ihre Jahrestagung im Oktober zum Thema „Die neuen Medien – Kirchliche Verkündigung jenseits von Schichten“ – „natürlich“ in Ludwigshafen.

Um es gleich vorwegzunehmen: Die Tagung, die unter Mithilfe des Instituts für Kommunikationsforschung und Medienarbeit der Münchener Hochschule für Philosophie der Jesuiten abgehalten wurde, stellte eine für Veranstaltungen dieser Art eher ungewöhnliche Mischung aus praktischem Kennenlernen (learning by doing) und theoretischer Reflexion tatsächlicher oder zu erwartender Praxis in den Medien dar. Insofern dürfte sie nicht untypisch für die Situation in diesem Bereich überhaupt gewe-